



## Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2020

### **Ewald Grothe / Jens Hacke (Hrsg.): Liberales Denken in der Krise der Weltkriegsepoche: Moritz Julius Bonn.**

Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2018 (= Staatsdiskurse, Band 36). 231 S., ISBN: 978-3-515-12234-4

Moritz J. Bonn war ein „Wandering Scholar“, wie der mit Blick auf seine jüdische Herkunft anspielungsreiche englische Titel seiner 1949 publizierten Lebenserinnerungen lautet. Wenn Bonn in neuerer Zeit vermehrt Aufmerksamkeit findet, so liegt das an der Wiederentdeckung demokratischer Traditionsbestände, aber auch an seiner transnationalen Biographie, die in den elf Beiträgen dieses aus einer Tagung hervorgegangenen Sammelbandes immer wieder thematisiert wird.

Wenige deutsche Akademiker des späten Kaiserreichs und der Zwischenkriegszeit waren so reisefreudig und international so gut vernetzt wie der 1873 in Frankfurt am Main als Sohn einer Bankiersfamilie geborene Bonn. Wissenschaft war für ihn fast immer mit beobachtender Feldforschung und praktischer Tätigkeit verbunden. So hielt er sich nach seiner Promotion bei dem Münchener „Kathedersozialisten“ Lujo Brentano für längere Zeit in England und Irland auf, heiratete eine Engländerin der Oberschicht und publizierte 1906 seine Habilitationsschrift über irische Agrarpolitik und die Folgen der englischen Kolonisation gleichzeitig auf Deutsch und Englisch. Es folgte ein einjähriger Aufenthalt in Südafrika, wo er die deutsche Kolonialpolitik in Südwest-Afrika studieren konnte. Wegen seiner jüdischen Konfession war seine akademische Karriere in Deutschland nicht einfach; immerhin konnte er sich 1910 als Gründungsdirektor der Münchener Handelshochschule etablieren. Eine Gastprofessur im kalifornischen Berkeley just zu Beginn des Ersten Weltkriegs sollte sich nicht als Nachteil für seine Karriere erweisen. Bis zu seiner Ausweisung infolge des amerikanischen Kriegseintritts im Jahr 1917 verdingte er sich an verschiedenen amerikanischen Universitäten und arbeitete schließlich für die deutsche Botschaft. Nach seiner Rückkehr nach Europa etablierte er sich nun nicht nur als England- und Kolonial-, sondern auch als Amerikaexperte.

Dank seiner vielfältigen Kontakte, seinem offenkundigen Engagement für die Republik – 1919 war er einer der Mitgründer der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) – und nicht zuletzt seiner Expertise als Nationalökonom, der mit seinem Sensorium für Politik über den Tellerrand des eigenen Faches zu sehen vermochte, nahm er als Mitglied der deutschen Delegation in Versailles und zeitweise als offizieller Berater an zahlreichen Reparations- und Wirtschaftskonferenzen teil. Der Höhepunkt seiner Karriere und Bekanntheit fiel in die Zeit der Weimarer Republik: Er galt als nicht theoretischer, sondern praxisorientierter, für viele seiner Kollegen zweifellos zu stark journalistisch arbeitender Ökonom und Zeitbeobachter, der mit einer Fülle von



Büchern und Zeitungsartikeln auch ein breites Publikum ansprach. Ewald Grothe beschreibt in seinem Beitrag anschaulich die Zeitanalyse und Zukunftssicht in der Publizistik dieses „öffentlichen Intellektuellen“, der die verschiedenen „Krisen“ der Nachkriegszeit thematisierte (und man hätte sich gewünscht, dass der Autor hier auf die Forschung zu den Weimarer Krisendebatten eingegangen wäre). Bonn war „kein Beschwörer der Krise, kein verstärkender, sondern ein kalmierender Beobachter und kühler Analytiker“ (S. 24). Trotz der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Problemlagen gehörte er bis in die Zeit der Weltwirtschaftskrise hinein zu den Optimisten. Er, wie im Übrigen viele aus dem Umfeld des Magazins der Wirtschaft, für das er ebenfalls publizierte, sah die Chancen des Parlamentarismus, der Demokratie, des Liberalismus (S. 24) und, wie man hinzufügen müsste, des Kapitalismus.

Auch Bonn wurde 1933 von den politischen Ereignissen überrollt. Seiner absehbaren Absetzung als Rektor der Berliner Handelshochschule kam der scharfe Kritiker des Nationalsozialismus und Faschismus 1933 durch seinen Rücktritt und die Emigration über Österreich nach London zuvor, wo er bis 1938 an der London School of Economics lehrte, bevor er sich auf den Weg in die USA machte, wo er neue universitäre Verpflichtungen einging und sich dem Kampf gegen Nationalsozialismus und Faschismus verschrieb. Bonn sah sich nicht als Opfer der Geschichte, sondern als einer, der zeigt, „Wie man Geschichte macht“, wie der deutsche Titel der Autobiografie lautet. Reinhard Mehring verweist in seiner Darstellung der Memoiren auf die durchgehend ironische Erzählperspektive Bonns, die, ohne dass dies näher ausgeführt wird, „mancherlei mit Judentum und Liberalismus“ zu tun habe (S. 197); dieser „Akteur der zweiten Reihe“ (S. 197) – die Herausgeber vergleichen Bonn mit einer „Art Forrest Gump des Weltkriegszeitalters“ (S. 10) – schwankte in seiner Selbststilisierung zwischen der „Rolle des Beobachters, Zeugen und Nothelfers“ (S. 198). Mehring widmet, gespickt mit einer guten Portion Ironie, der „Kette der Heldentaten“ einen ganzen Abschnitt (S. 199 ff.). Interessanter sind die kurzen Hinweise auf Bonns Einschätzungen des Erfolgs des Nationalsozialismus, dessen Erfolg und Ursachen er weniger in ökonomischen Faktoren als vielmehr in den Traditionen des deutschen Nationalismus verortete (S. 196).

Bonn galt in Bezug auf Habitus und Einstellungen als Kosmopolit, zweifellos war er ein eingefleischter Internationalist, Charakterisierungen, die im Deutschland der Zwischenkriegszeit bekanntlich nicht unbedingt positiv konnotiert waren. Patricia Clavin spürt Bonns „liberalem Internationalismus“ und der „Definition von Sicherheit“ nach und verfolgt Bonns private und wissenschaftliche internationale Netzwerke und Organisationen auch im Umfeld des Völkerbundes. Als wichtige Zäsur identifiziert sie den Ersten Weltkrieg und die Disruptionen des globalen Handels einschließlich der Versorgung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen, was Bonn als ein zentrales „Problem der Sicherheit“ (S. 113) nicht nur Deutschlands identifiziert habe. Bonn war Mitglied eines schon vor dem Weltkrieg bestehenden „liberalen Netzwerks“, das im Umfeld des Völkerbundes mit vielen assoziierten Organisationen agierte und dem es um „die Schaffung einer neuen Weltordnung“ (S. 118) gegangen sei. In diesem Kontext beschreibt Clavin Bonns Engagement auf den vielen internationalen Wirtschaftskonferenzen, wo er, bei allen Differenzen der Beteiligten im Einzelnen, auf Gleichgesinnte stieß. Wie viele andere Zeitgenossen war Bonn rückblickend der Meinung, dass die „Weltordnung nach 1918 aufgrund der Unfähigkeit der USA scheiterte“ (S. 123). Deutlich wird einmal mehr, wie sehr die Geschichte des deutschen Liberalismus, wie überhaupt der Weimarer Republik, im Kontext der labilen internationalen Nachkriegsordnung mit ihren unendlichen Debatten über Reparationen, Handelspolitik und militärische Sicherheitspolitik zu verorten ist. Interessant sind Clavins Schlussüberlegungen, dass Bonns mangelndes Engagement für die Vereinten Nationen nach 1945 sich auch damit erklären lasse, dass sich das „alte Netzwerk liberaler Internationalisten aus dem 19. Jahrhundert“ in einem Zustand der Auflösung befand (S. 123).

Eine ganze Reihe von Aufsätzen dieses Sammelbandes lassen sich gewinnbringend im Kontext dieses größeren Aufrisses von Clavin lesen. An erster Stelle zu nennen ist der hervorra-

gende Beitrag von Volker Depkat, der Bonns publizistische Auseinandersetzung mit Woodrow Wilson kritisch in den Blick nimmt und ihn als ein Kind der Zeit und der geistigen Kriegsmobilisierung beschreibt: Bonns internationaler Liberalismus der Zwischenkriegszeit musste sich „vom ideologischen Ballast des Kaiserreiches, den Traditionen des Großmachtdenkens und auch seiner eigenen bildungsbürgerlichen Prägung befreien, um zu jener ‚Stimme liberaler Vernunft‘ werden zu können, die Jens Hacke und andere in ihm während der späten Weimarer Republik gehört haben“ (S. 145). Wilsons Vision einer neuen Weltordnung des demokratischen Friedens habe sich Bonn zu keinem Zeitpunkt während des Krieges zu Eigen gemacht. Wilsons Friedensvorstellungen dienten vielmehr der Wahrung der politischen und wirtschaftlichen Großmachtstellung Deutschlands. Nach dem verlorenen Krieg, den Bonn wie auch andere Liberale des Kaiserreichs der deutschen Militärführung anlastete, war er in der Lage, sich der neuen Situation flexibel anzupassen. Damit verbunden war die Hoffnung, das Beste aus der verfahrenen Situation Deutschlands zu machen. Es ließe sich hinzufügen, dass ihm dabei nach und nach viele der früheren politischen Weggefährten abhandenkamen. Stefan Grüner beschreibt in seinem informativen Beitrag die „pragmatischen Reparationskonzepte“ Bonns, die er mit denen des Franzosen Paul Reynaud vergleicht. Wie Grüner betont, zielte Bonn darauf ab „eine politisch motivierte Schuld möglichst zügig in eine ökonomische“ umzuwandeln (S. 65), wobei er ähnlich wie Reynaud bilaterale ebenso wie internationale Zusammenhänge im Auge behielt. Für Bonn war die Wiedergewinnung von internationalem Vertrauen Schlüssel zur Lösung der Reparations- und Finanzfragen; das lässt sich auch umkehren und anders formulieren: Verhandlungen vermochten internationale Sicherheit zu produzieren; Unsicherheit wuchs immer dann, wenn diese Verhandlungen – aus welchen Gründen auch immer – abgebrochen wurden.

Schon wegen der Reparationen spielten die USA eine wichtige Rolle im europäischen Konzert der Uneinigkeit. Keine Wirtschaft entwickelte sich in dieser Zeit so dynamisch wie die US-amerikanische. Amerikanische Kredite befeuerten nach der Währungsreform auch den deutschen „Prosperity-Boom“, der mit einer großen Amerikabegeisterung einherging. Leider wird dieser wissenschaftlich gut aufgearbeitete Kontext in den Beiträgen von Nicolas Berg und Jens Hacke, die Bonns Auseinandersetzung mit dem deutschen und amerikanischen Kapitalismus behandeln, kaum angesprochen. Bonn war eine Stimme unter vielen in diesem oft pagnyrischen Chor. Herausgearbeitet wird seine insgesamt sehr positive Einschätzung des amerikanischen Kapitalismus, und zwar, ganz im Sinne des Begriffs, nicht nur als wirtschaftliches, sondern auch als soziales und politisches System (Hacke, S. 94). Berg betont Bonns „idealistisches Amerikabild“ (S. 83): Die USA verhießen für ihn eine positive Zukunft auch im Sinne einer „Amerikanisierung der Welt“ (S. 83); hier gab es den „echten Kapitalismus“ (S. 88), der für egalitären Wohlstand und Konsummöglichkeiten für breite Schichten sorgte. Für Bonn realisierte sich in den USA der „Triumph des Liberalismus“, eine Form des alteuropäischen Liberalismus, der nun selbst zum Vorbild für Europa werden würde. Berg kontrastiert Bonn mit dem publizistisch einflussreichen Nationalökonomem Werner Sombart, der schon vor dem Ersten Weltkrieg in Deutschland ganz wesentlich dazu beigetragen hatte, den modernen Kapitalismus in Verbindung mit Judentum und „jüdischem Geist“ zu bringen. Ganz ähnliche Linien im Denken Bonns verfolgt Jens Hacke, der sich mit dessen Vorstellungen eines in den USA realisierten „demokratischen Kapitalismus“ befasst: Als einer der wenigen Liberalen insistierte Bonn darauf, dass sich einerseits eine erfolgreiche kapitalistische Wirtschaftsordnung und andererseits Demokratie und Parlamentarismus wechselseitig bedingten; Kapitalismus war auf die Regeln der parlamentarischen Demokratie angewiesen. Auch wenn Hacke nicht näher darauf eingeht, kann man Anklänge an die amerikanische Tradition der „Progressives“ erkennen. So besorgt Bonn insbesondere seit 1930 über die deutsche Entwicklung war, so optimistisch war er mit Blick auf die USA, die für „Bonn gewissermaßen zum Testfall eines krisenanfälligen demokratischen Kapitalismus“ wurden (S. 101).

„Demokratischer Kapitalismus“ war, wie Hacke betont, ein originärer, von Bonn prominent benutzter Begriff (S. 97). Es handelt sich um eine für die Zeit bemerkenswert positive Beurteilung des Kapitalismus. Auch Bonn kritisierte den real existierenden deutschen Nachkriegskapitalismus, wobei er immer wieder auf die Rolle der seiner Meinung nach demokratiefeindlichen Großindustrie zu sprechen kam. Wie auch andere Ökonomen monierte er die Zusammenballung wirtschaftlicher Macht in Kartellen und damit einhergehend die bürokratische und autoritäre Erstarrung, die „Feudalisierung“ der Wirtschaft auch in Verbindung mit Subventionen und Staatsinterventionismus. Dagegen hielt er sich auffallend mit der Kritik an Gewerkschaften und Sozialstaat zurück, ja plädierte sogar für hohe Löhne (S. 104). Ähnlich wie die Vertreter des sich formierenden Ordoliberalismus habe er, so Hacke, gewusst, „dass der Markt von Rahmenbedingungen abhängt, dass er also etwas Herzustellendes ist; anders als die Ordoliberalen hielt er es allerdings für illusorisch, auf einen von Parteien und Parlamenten abgekoppelten starken Staat als Garanten der Ordnung zu setzen“ (S. 106). Darüber hätte man gerne mehr erfahren, nicht zuletzt im Beitrag von Thomas Meyer, der Bonns Aufsatz „Die Auflösung des modernen Staates“ (1922) in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt. Leider wird Bonns Argument allenfalls kryptisch vorgestellt und vieles verläuft sich in unnötiger Rhetorik. Meyer geht auch nicht auf die anderen Schriften Bonns zu den Themen Staat und Parlamentarismus ein, noch behandelt er die in diesem Zusammenhang Bonns recht drastische Einschätzung der großindustriellen Wortführer wie Hugo Stinnes, etwa im Zusammenhang mit den Diskussionen 1921/22 über die Aufbringung der Reparationen oder mit Blick auf deren Verantwortung für die Inflation. Bonns Diagnose der „Auflösung des Staates“ fügte sich ein in eine breite, schnell anwachsende Debatte über die Macht von wirtschaftlichen Interessen(gruppen) im neuen demokratischen Staat – Carl Schmitt war dabei nur eine, wenngleich einflussreiche Stimme.

Kolonialismus und Imperialismus waren Themen, die Bonn sein ganzes Leben lang beschäftigten. Eva Marlen Hausteiner befasst sich in „Was will Bonn? Weltpolitik im Zeitalter des Spätimperialismus“ mit seiner in jeder Hinsicht sperrigen Publikation „The Crumbling of Empire. The Desintegration of World Economy“ (1938). Sie zeigt deutlich die Grenzen, Widersprüchlichkeit, ja „konzeptionelle Verwirrung“ (S. 185) seiner Behandlung von imperialen Herrschaftsordnungen und Imperialismus. Bei aller Ablehnung des Imperialismus plädierte er doch für „cooperative empires“, etwa in Form des Britischen Commonwealth, ohne sagen zu können, wo hier die Grenze zwischen Zwang und Freiwilligkeit lag. Einige Überraschungen hält der Beitrag „Moritz Julius Bonn und die koloniale Bürokratie“ von Robert Gordon bereit. Das betrifft nicht so sehr Bonns beißende Kritik am deutschen Kolonialismus und seinen servilen Vertretern vor Ort, mit denen er in Kontakt gekommen war. Gordon zitiert Bonns Beobachtungen eines bürokratischen Herrschaftssystems, das mit seinen verschiedenen, sich überlappenden gesetzlichen Regelungen und Maßnahmen das Exerzierfeld rechtlicher Unsicherheit in Form eines autoritären Maßnahmenstaates schuf. Und nicht nur das: In gewisser Weise habe Bonn Hannah Arendts These ihrer berühmten Studie, wonach die Ursprünge des Totalitarismus in der Kolonialherrschaft des Imperialismus mitbegründet wurden, antizipiert. Liest man das lange und bemerkenswerte Zitat aus Bonns Aufsatz „The End of the Colonial Discussion“ (1945), dann gewinnt man den Eindruck, dass sich noch mehr zur Rezeption sagen ließe; es beginnt mit dem Satz „Die Nazis übernahmen und verstärkten die Rassentheorien, mit denen General von Trotha seine Politik der Ausrottung rebellischer Hereros rechtfertigte [...]. Sie verstanden es als ein Gesetz der Natur, daß minderwertige Rassen zum Aussterben verurteilt waren, wenn sie in Kontakt mit überlegenen Rassen gerieten“ (S. 165).

Dem Band fehlt ein Beitrag, der Bonn systematisch in den breiteren Kontext des politischen und ökonomischen Liberalismus einordnet. Michael Dreyer stellt ihn neben Hugo Preuß, konzentriert sich aber fast ausschließlich auf den Juristen und wirft dabei interessante Fragen auch in Bezug auf das Staatsverständnis der beiden auf. Die Zeit der Weltwirtschaftskrise wird in verschiedenen Beiträgen angesprochen, aber es ergibt sich kein konsistentes Bild. Der Band spricht zweifellos Spezialisten an, umso mehr verwundert (oder auch nicht?) das Fehlen eines

Namensregisters. Wer sich mit Bonn vertraut machen will, greift wohl eher zu der in fast allen Beiträgen zitierten lesenswerten Einleitung Jens Hackes in seiner Edition der wichtigen Schriften dieses „Wandering Scholars“.

München

Martin H. Geyer



**ARCHIV DES  
LIBERALISMUS**

Friedrich Naumann Stiftung  
Für die Freiheit.

in Kooperation mit



recensio.net